

Von der theologischen Abhandlung zur filmischen Spielhandlung

Autor(en): **Winiewicz, Lida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **32 (1980)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-933088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Warum Christen glauben» ihre fiktiven Geschichten sehr bewusst in einem überschaubaren Raum (Spital) angesiedelt, wo sich Probleme um Glaubensfragen fast gezwungenermassen ergeben und auch Emotionen eine wesentliche Rolle spielen. Zudem treten dort Situationen ein, die jedem Menschen begegnen können, was wiederum die Identifikation erleichtert. Bewusst überschaubar wird auch das Personeninventar gehalten. Fast in jeder Episode treten die gleichen Protagonisten auf und werden bald zu Vertrauten der regelmässigen Fernsehzuschauer. Die Geschichten selber sind sehr einfach, fast klischeehaft gehalten und sehr zweckbestimmt auf die Exposition einer Glaubensfrage ausgerichtet. Absicht der Filme ist es, Gespräche zu diesen Glaubensfragen auszulösen.

Die Filme zu «Warum Christen glauben» werden, wie jede Fiktion, auf ihre innere Wahrheit, auf ihre Wahrhaftigkeit hin geprüft werden müssen. Zu fragen ist, ob der Gesamtzusammenhang trotz den notwendigen Vereinfachungen und der Modellhaftigkeit noch gewahrt ist, ob die Protagonisten als Identifikationsfiguren taugen, ob sich Betroffenheit einstellt und über sie hinaus ein Bewusstsein sich bildet, kurz, ob die gewählte Dramaturgie dem Anliegen gerecht wird. Dass die Filme offensichtlich nicht für sich allein sprechen, sondern einer Nachbearbeitung bedürfen, der Diskussionsanstoss also verbal verstärkt werden muss, ist ein Hinweis, dass die Filme des Medienverbund-Projektes «Warum Christen glauben» einer solchen Überprüfung nicht in allen Teilen standhalten. Durch einen Prozess der Simplifizierung haben sich die fiktiven Geschichten von der Wirklichkeit zu weit entfernt. Dadurch werden emotionale Betroffenheit ebenso wie Identifikation weitgehend fehlgeleitet. Das Prinzip der Bewusstseinsbildung über die fiktive Darstellung beruht nicht auf der Erfindung modellhafter Geschichten, sondern auf deren Bezug zur Realität.

Urs Jaeggi

Von der theologischen Abhandlung zur filmischen Spielhandlung

Der Weg von der theologischen Abhandlung zur filmischen Spielhandlung war, aus der Sicht der Drehbuchautorin, steinig.

Vor allem wollte ich ihn nicht gehen. Ich fand mich total ungeeignet für das Unterfangen. Mein persönliches Verhältnis zum Christentum – und bei diesem Auftrag liess es sich nicht als Privatsache abtun – ähnelt am ehesten jenem der Schwester Marianne: Ich würde gern glauben, wenn ich könnte.

Das sagte ich auch Herrn Feisst, dem Initiator der Reihe, und erwartete betrübt Nicken. Ich hatte mich geirrt. Sendungen Überzeugter für Überzeugte, fand er, gäbe es genug. Ihm ginge es vielmehr darum, den «Anderen» entgegenzukommen, den Menschen meines Schlags, den Fragenden, Suchenden, jenen, deren es Hunderttausende gibt, Menschen, die sonntags nicht in die Kirche gehen, vor Tisch nicht beten, nicht kirchlich geheiratet haben, sich aber dennoch bemühen, und zwar nach besten Kräften, ihr Tagewerk zu tun, einander zu respektieren und ihre Kinder zu halbwegs friedlichen Menschen zu erziehen. Solche Menschen, meinte Herr Feisst, und auch ich meine es aus Erfahrung, erführen nicht ungern mehr über jene Anderen, die glauben, denn die Tatsache, dass die es tun, beschäftigt sie mehr, als sie selbst wissen und für möglich halten.

Warum glauben diese Anderen, fragt man sich in Grenzsituationen, was befähigt sie dazu? Begnadung? Unwissenheit? Angst? Naivität? Seelengrösse?

Die Möglichkeit, Fragen zu stellen, war überaus verlockend. Ausserdem: Drehbuchschreiben ist meine Profession. Ich sagte «ja» und ich habe es während der Arbeit oft bereut. (Im nachhinein nicht, aber davon wird noch die Rede sein.)

Die Arbeit erwies sich nämlich schon sehr bald als überaus schwierig, das zu Leistende als Utopie. Wie sollte man Theologie in Spielhandlung umsetzen, ohne erstere zu verwässern, letztere zu überfrachten? Hätte ich mein Gagedrittel nicht schon verjubelt gehabt – bei



Aus Folge 3: «Bei uns in Sizilien», Thema: Offenbarung.

Drehbuchaufträgen wird ein Drittel des Honorars bei Vertragsunterzeichnung fällig –, ich hätte den Auftrag vermutlich dankend zurückgelegt.

Und doch lagen eines Tages dreizehn Drehbücher auf dem Tisch. Wie kam das? – By trial and error. Der Ausdruck, schwerfällig übersetzt «durch Irrtum und Misserfolg», kommt in unserer Sprache nicht vor. Offenbar sind die Engländer uns in diesem Punkt überlegen, wissen längst: ohne Fehler kein Fortschritt. Wer sich seiner Fehler schämt, anstatt sie zu analysieren, kommt nicht vom Fleck.

Diese Weisheit ist übrigens als Verbeugung vor dem Südwestfunk gedacht. Er hatte den Mut (genauer: Herr Feisst hatte ihn, Anstalten sind auf Menschen reduzierbar), den Piloten wegzuworfen. «Pilot», in der Fachsprache, heisst der jeweils erste Versuchsfilm einer Fernsehserie, der Testflug einer Maschine, bevor man zwölf Stück produziert. Wird sie fliegen? Stürzt sie ab?

Ein Absturz kommt teuer, wenngleich billiger als ein Massenabsturz. Daher neigen Fernsehanstalten verständlicherweise dazu, Piloten zu senden, auch wenn sie nur bedingt flugtauglich sind. Oder sie lassen sich erst gar nicht auf Piloten ein, sondern fertigen die ganze Serie, auf Teufel komm raus. (Wobei der Teufel mit Vorliebe tatsächlich rauskommt.)

In unserem Fall stand allerdings zu viel auf dem Spiel. Der Pilot, in dem wir («wir» bezieht sich auf den Regisseur, Wolfgang Glück, die Redaktion – Herrn Feisst – und mich) versucht hatten, Lehrinhalte in den Dialog einzubauen, durfte weggeworfen werden. Und wir machten uns auf die Suche nach anderen Lösungen.

Unsere Schwierigkeit war die uralte jeglicher Bildungssendung, die den üblichen Rahmen sprengt, die leidige Frage: Woher bezieht der, der's hat, das zu vermittelnde Wissen?

Unter «üblichem Rahmen» verstehe ich: Vortragender trägt vor, wendet sich lehrend an Lernende, unternimmt keinen Versuch, die Hürde zu überwinden. So-

bald wir uns aber, mitlernend, auf die Seite des Lernenden schlagen, taucht sofort die Frage auf: Woher kommt unser Wissensvorsprung?

Die Lösung war das Ergebnis zahlreicher Gespräche und hiess: Teeküche. Sie bedingte: Gliederung des Ablaufs in vier Teile (A, B, C, D) und somit bewusstes Herauslösen der theologischen Lehrinhalte aus dem Fluss der Handlung: den Versuch, kleine *Fernsehspiele* zu schreiben, mit dem Ziel, das Thema wahrnehmbar zu machen, sinnlich fassbar, emotionell nachvollziehbar (A); die bereits erwähnte *Teeküche*: Die im Fernsehspiel vorkommenden Personen erörtern, von der Handlung losgelöst, in der Teeküche das jeweilige Thema (B); *Ende der Handlung* (C); *Kommentar* des für den theologischen Inhalt verantwortlichen Theologen (D) (in der Schweiz als «Minuten zum Überdenken» in veränderter Form wieder aufgenommen/Redaktion).

Aus Folge 8: «An einem klaren Tage»,
Thema: Wirken des heiligen Geistes.

Wir haben dieses Modell in allen Folgen angewandt, mit mehr oder weniger Erfolg. Überhaupt darf man nicht erwarten, bei einem Vorhaben dieses Umfangs dreizehnmal gleiche Qualität vorzufinden. Dreizehn Folgen einer Fernsehserie sind ja nicht ein im nachhinein in Teile geschnittenes Ganzes, sondern dreizehn Einzelabenteuer mit besserem und schlechterem Ausgang. Der Fernseh-Autor kann nur die Baupläne liefern. Für den Bau sind andere verantwortlich, Baumeister bis Mörtelträger, und auch das Baumaterial (= Schauspieler) hat seine Tücken. Im grossen und ganzen möchte ich jedoch von meiner Warte aus sagen, dass der Anteil von missglückten Szenen beeindruckend niedrig ist, wenn man an die Kürze der Zeit denkt, die Schwierigkeit, zahlreiche Rollen adäquat zu besetzen, und das Volumen der Arbeit.

Für die Qualität der Machart spricht auch der grosse Erfolg. Ich hatte ihn, ehrlich, nicht erwartet. Dies zu meiner Anfangsfeststellung, ich hätte es bei der Arbeit bereut, den Auftrag übernommen zu haben. Jetzt freue ich mich



selbstverständlich, des Ausspruchs eingedenk: «Wie schön, gelitten zu haben!», und vermerke, nicht ohne ein Gefühl ehrlicher Beruhigung, dass Fernseher offenbar doch auch für Anderes empfänglich sind als für Krimis, Nachrichten und Shows. Man muss nur den Mut haben, ihnen dieses «Andere» anzubieten. Und für die Erfahrung danke ich allen an diesem Projekt Beteiligten von ganzem Herzen. Lida Winiewicz

Die Augen öffnen – Gedanken zu den Ergänzungsteilen

Ich sitze in der Küche eines recht abgelegenen Hauses im Berner Oberland. Der Tisch erweckt den Eindruck, dass hier immer noch jemand Platz findet. Das hölzerne Blatt glänzt von vielen Mahlzeiten, Händen und Waschlappen, die darübergegangen sind. Auf den Regalen stehen Gläser mit Salz, gedörrten Pilzen, Reis und Mais, Kraut und Krumen. Der Kaffee schmeckt warm. Die Gesichter des älteren Ehepaars sind auch wie Milchkaffee mit runzlicher Haut. Mein Knie unter dem Tisch schmerzt. Ich habe mir kürzlich zuviel zugemutet. Der Mann verlässt die Küche und kehrt mit einer düsteren, schwermütigen Pflanze zurück. «Zerquetschen Sie heute abend die Blätter und legen Sie sie über Nacht auf. Es ist Beinwell.»

Er erzählt in der Kaffeeküche von seinen Beobachtungen. Er weiss, wann und aus welchem Grund Rehe und Gamsen gewisse Pflanzen fressen. Er weiss, welche Kräuter die Sonne lieben und welche den Schatten bestimmter Bäume.

Anschliessend umkreisen wir das Haus. Ziehen die Kreise weiter über die Weide und in den Wald. Zuletzt sind wir wieder in der Küche, in der Mitte, und das Gefundene liegt auf dem Tisch, wird am Schatten trocknen oder in Branntwein eingelegt.

Gespräche mit einem solchen Menschen öffnen die Augen, lassen Zusammenhänge erkennen, machen Blinde sehend, lassen verstehen, was man gese-

hen hat. – In der Sendereihe «Hier Städtische Geburtsklinik» werden Teeküchengespräche geführt. Diese Gespräche möchten auch deuten, was geschieht, möchten Zusammenhänge erkennen lassen. Die Teeküchengespräche sind die Mitte, das Herzstück der Filme. Rings um die Teeküche kreisen die Leute. Freuen sich und leiden, gebären und sterben, und in der Küche werden Fragen gestellt und Antworten gegeben unter dem Thema: «Warum Christen glauben».

Offensichtlich aber reichen die dort geführten Gespräche nicht aus. Das deutsche und das österreichische Fernsehen haben deshalb den Serien einen Ergänzungsteil angehängt, in dem lehrhaft, professoral das Wesentliche noch einmal aufgegriffen wird. Ich finde es gut, dass das Schweizer Fernsehen diese Teile nicht miteingekauft hat. Es hat Vertretern der grossen Konfessionen Gelegenheit gegeben, selber Ergänzungsteile zu verfassen. Ich habe bei dieser Arbeit mitgetan.

Sollten überhaupt solche Ergänzungen geschaffen werden? Diese Frage war schnell beantwortet. Vielleicht zu schnell? Man gab sich der Hoffnung hin, dass in diesen Teilen einiges relativiert, korrigiert und ausbalanciert werden könnte. Die Figur der Schwester Agnes als «Glaubensriesin» wirkte auf viele in der Gruppe eher abschreckend. Die Zweifelnden und Glaubensfernen in der Serie sollten aufgewertet werden, da sie sich heute eher als Identifikationsfiguren anbieten. Zudem lassen die Filme ein katholisches Übergewicht erkennen. Nicht zuletzt sollten die Ergänzungsteile dem Ganzen einen schweizerischen Geruch vermitteln, damit sich «unser» Zuschauer besser angesprochen fühle. Bewusst hat man keine Wissenschaftler zu dieser Arbeit herangezogen, damit eine Sprache gefunden werde, die anspricht und nicht zu hoch ist.

Vielleicht hat man sich zu schnell entschieden, Ergänzungsteile zu machen. Der Verlauf der Arbeit hat gezeigt, dass nur Weniges aus dem Anforderungskatalog wirklich eingebracht werden konnte. Die Ergänzungen sind zum Teil sehr kurz (40 Sekunden bis ungefähr